

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Christine Lavant: „Her mit dem Kelch“

Von Norbert Hummelt 31.03.2024, 09:52 Lesezeit: 4 Min.



Rauschhaft, dringlich und brillant: Die Poesie dieser großen Dichterin schöpft aus einer Quelle, die so tief ist wie das Leid, das sie bezeugt.

Das geistige Klima Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg muss man sich düster vorstellen. Der braune Ungeist war noch in den Köpfen, an vielen Positionen saßen Herren aus der alten Garde. Dagegen begehrte eine Generation junger avantgardistischer Autoren auf, H. C. Artmann und die Wiener Gruppe, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker, die ganz neu anfangen wollten und dafür mit der lyrischen Tradition brechen mussten: Vers, Reim und Metrum waren keine bindenden Kategorien mehr. Genau an diese alten Formen aber hielt sich zur gleichen Zeit eine Dichterin, die fern von Wien ihre ganz eigene Poesie schuf, geradezu manisch und keineswegs weniger radikal.

Christine Thonhauser kam 1915 als neuntes Kind einer Bergarbeiterfamilie im Lavanttal in Kärnten zur Welt. Mit fünf Wochen erkrankte sie an Skrofeln, einer Halsdrüsengeschwulst. Endlose Leiden folgten auf dem Fuß. Ihre Lebensumstände gehören wie ein Mantra zu jeder Darstellung ihrer Dichtung, was eigentlich ungerecht ist und auf eine Art auch unnötig. Denn jedes ihrer Gedichte zeugt ganz aus sich heraus von der Unerträglichkeit dieser Leiden. Doch kommt man kaum umhin, auf ihren archaischen Katholizismus hinzuweisen, der zugleich Geißel war und Halteseil. Und dann ist da noch die Sache mit Rilke: Ein Arzt im Spital in Klagenfurt schenkte ihr einen Band von dessen Gedichten, den sie im Rucksack sechzig Kilometer zu Fuß bis ins Lavanttal getragen hat. Erst habe sie sich gegen das Lesen gewehrt, weil man dabei nicht stricken könne, dann sei es wie ein Wolkenbruch über sie gekommen.

Wie ein brennender Dornbusch

Da war sie um die dreißig Jahre alt. Sie nannte sich nun Christine Lavant, es erschienen zuerst Erzählungen, dann 1956 ihr erster Gedichtband, „Die Bettlerschale“. Ein einzelnes Gedicht auszuwählen ist gar nicht leicht, man könnte so gut wie jedes nehmen, um zu zeigen, wie rauschhaft, dringlich und besessen eine Poesie sein kann, die, einmal erweckt, aus einer Quelle tritt, die so tief sein muss wie das Leid, das sie

bezeugt. Es wundert nicht, dass sie, von klein auf dazu gedrillt, die Folie des christlichen Glaubens und der Evangelien bestens ausschachten kann. Und sich dabei, wie lästerlich auch immer, an den hält, von dem es heißt, er habe für uns alle gelitten. „Her mit dem Kelch, ich trinke, was ich muß“ – das erinnert natürlich an die Ölbergbitte: „Lass diesen Kelch an mir vorübergehen“, aber ebenso an die rhetorische Frage Jesu an Petrus aus derselben Nacht: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“

Aber mit welcher kraftvoller Gebärde schnappt sich die Dichterin das Bibelwort, so als stünde sie an einer Wirtshaustheke und schläge mit der Faust auf den Tresen: „Her mit dem Kelch!“ Diesen kraftvollen Aufschlag erreicht sie durch einen einzigen Dreh, indem sie nämlich das ansonsten ganz jambisch, also aufsteigend betonte Gedicht mit einer betonten ersten Silbe beginnen lässt. Und dieser einzige Musterverstoß setzt den Ton. Wir hören eine furiose Stimme Klage erheben, von Toben und Zorn ist die Rede, aber es sind zugleich ganz zarte Bilder und

Wendungen darin, der Haselstrauch, die Vogelkehle, einige Bilder wiederholen sich in modifizierter Form, die Rechte, die sich auf die Linke stützt oder in ihr zittert. Aber was genau das jeweils heißen soll und wie ein Bild auf ein anderes führt, das mag man fragen, aber damit fragt man eigentlich am Gedicht vorbei.

Viel eher scheint es angebracht, sich dieses Gedicht, wie viele andere Gedichte Christine Lavants, als eine Art Rap zu denken. Improvisiert, aber bei völliger Beherrschung des Instruments. Sie fangen an, dazu brauchen sie unbedingt so einen starken ersten Vers, und sie hören auf, wie es eben aufhören muss, wenn man den lieben langen Tag nichts anderes tut, als an Gott zu verzweifeln und an dem Leid, das er zulässt und nicht aufhebt und kraft der leuchtenden Gestirne zu kaschieren sucht – „und täuscht mir Betenden Erhörung vor“. Was dazwischen geschieht, das läuft irgendwie von selbst, es ist wie beim Reiten, wenn man einmal auf dem Gaul sitzt, geht es vorwärts, dazu ist das ganze Arsenal poetischer Formen da, eben Vers, Reim und Metrum und der hergebrachte Schatz lyrischer Bilder – aber Welch einen fulminanten Gebrauch macht sie davon!

Nahezu jeder Vers erinnert an Töne, die man von anderswo her kennt. Natürlich ist an Rilke zu denken, etwa an den Schluss der Zehnten Elegie, wo von den „Kätzchen der leeren Hasel“ die Rede ist, manches klingt nach Trakl, anderes nach der zeitgleich schreibenden Ingeborg Bachmann, und womöglich kannte sie Nora Wydenbrucks Übersetzung von Eliots Quartetten, wo auch vom Lauch die Rede ist und von den Sternen. Auch eine Bach-Kantate klingt an: „Tobe, Welt, und springe!“ Aber all das spricht nicht im Mindesten gegen die Originalität dieser Dichtung, die so nur von Christine Lavant sein konnte und die bis heute tief beeindruckt und für uns alle bezeugt, dass man irre werden muss an all dem Leid und dass man es nur ertragen kann, wenn man irgendetwas in die Hand bekommt, das man schwingen kann wie eine Peitsche – dieses Dichten, vor dem sich sogar Gott in Acht nehmen muss. „Ich weiß, ich brenne, ohne je bei dir / auch nur in Form des Weihrauchs anzukommen.“ Dieses Brennen ist das Gedicht, in dem es

immer lodert wie im Dorngebüsch. In ihm geschieht die ersehnte Wandlung, die, als Bitte nach oben gerichtet, nur im Irrealis bleiben kann.

Christine Lavant: „Her mit dem Kelch“

Her mit dem Kelch, ich trinke, was ich muß,
und meine Rechte stützt sich auf die Linke,
das ist die Erde, der ich schnell noch winke,
auch sie erträgt von oben jeden Guß,
und ihre Steine halten doch zusammen.
Es ist nicht not, von Sternen abzustammen,
um aus dem Toben heil hervorzugehen.
Ich trink den Zorn und bohre meine Zehen
durchs linde Laub hinab zum scharfen Lauch.
Metallen lärmt im alten Haselstrauch
ein winterharter Vogel über mir.
Ich weiß, ich brenne, ohne je bei dir
auch nur in Form des Weihrauchs anzukommen.
Von allen Sinnen einer steigt benommen
durchs Herz der Hasel in die Vogelkehle,
und meine Rechte zittert in der Linken.
Ein wenig Gold scheint ins Metall zu sinken
und läutet flüchtig für die arme Seele,
als stünde eine Wandlung ihr bevor.
Vom Himmelsrand neigt sich das Halbmond-Ohr
und täuscht mir Betenden Erhörung vor.

Christine Lavant: „Werke in vier Bänden, Band 1: Zu Lebzeiten veröffentlichte Gedichte“. Hrsg. von Klaus Amann und Fabjan Hafner. Wallstein Verlag, Göttingen 2014. 720 S., geb., 44,- €.

Von **Norbert Hummelt** ist zuletzt erschienen: „**1922 – Wunderjahr der Worte**“. Luchterhand Literaturverlag, München 2022. 416 S., geb., 22,- €.

Redaktion **Hubert Spiegel**

Gedichtlesung **Thomas Huber**